



Lesereise

Schottland

Ralf Sotscheck

*Whisky, Seetang und
karierte Röcke*

Picus

nicht so kritisch, vor allem nicht die Eltern, die ihren Töchtern die Daumen drücken.

Die kleine Helen ist traurig. Sie ist beim Highland Fling, einem klassischen Tanz mit recht einfachen Schritten, gestolpert und hat vor Aufregung den Faden verloren. Der Vater, ein gewichtiger Mann mit einem *kilt* wie ein Zweimannzelt, tröstet die Siebenjährige. Ihre um drei Jahre ältere Schwester Sheryl, das macht die Sache für Helen nicht besser, hat beim *hornpipe*, zu dem die Mädchen im Matrosenanzug antreten, den zweiten Platz belegt und einen kleinen Blechpokal gewonnen. Der steht, gut sichtbar, auf der Wolldecke, auf der die Mutter das Picknick vorbereitet hat: für die Kinder Hamburger vom Holzkohलगrill, der in einer Rauchwolke am Rand des Sportplatzes kaum auszumachen ist, für die Eltern frische Hummerschwänze in Weißweinsauce von Graham Campbells Imbissstand nebenan.

Helen hätte es zu gern, wenn ihr Vater beim Volkswettlauf oder beim Radrennen für die Zuschauer mitmachen würde, doch er interessiert sich mehr für eine zweite Portion Hummerschwänze. Um die Leute zu unterhalten, hat man im Lauf der Zeit immer neue Randwettbewerbe erfunden, die mit der Tradition wenig zu tun haben, etwa der *Haggis*-Weitwurf. Möglicherweise ist es das Vernünftigste, das man mit diesem kulinarischen Albtraum machen kann.

Das letzte Ereignis des Tages in Kilmore ist das Tauziehen. Es gehört zu den *heavy events*. Es sind in der Tat schwere Jungs, die daran teilnehmen, und der schwerste ist eine Art Anker am Ende des Taus. Er hat sich das dicke Seil um den Bauch gebunden und die Füße in den Boden gerammt. Seine sieben Mannschaftskameraden greifen das Seil und lehnen sich zurück, sodass sie fast den Boden berühren. In der Mitte zwischen beiden Teams steckt ein Stab im Gras, am Seil sind im Abstand von sechs Fuß, also knapp zwei Metern, in beiden Richtungen Markierungen angebracht. Gelingt es einer Mannschaft, das Seil samt Gegnern sechs Fuß zu sich herüberzuziehen, hat sie gewonnen. Doch das kann dauern. Die Teams aus East Lothian und Kinloch liegen einander lauernd gegenüber, eine ganze Weile passiert gar nichts. Einmal soll mehr als eine Dreiviertelstunde vergangen sein, bis der Wettkampf vorbei war. Die Zuschauer feuern die wie Perlen an einer Kette aufgereihten, regungslos verharrenden Athleten an. Die Trainer beobachten die gegnerische Mannschaft mit Argusaugen. Plötzlich gibt einer das Kommando, das Team aus East Lothian zieht aus Leibeskräften, die Männer aus Kinloch stemmen sich verzweifelt dagegen und wehren den Angriff ab. Dem zweiten Angriff zehn Minuten später halten sie aber nicht mehr stand, sie lassen das Seil los, ihr »Anker«, der daran festgebunden ist, rutscht bäuchlings über die Wiese.

Zu dieser Zeit ist Stephen King mit seinen fünfzehn Pfund Preisgeld und einem kleinen Blechpokal längst unterwegs nach Forfar, wo morgen die nächsten Highland Games stattfinden.

Das ist in Possil völlig normal

»Welcome to Queen Street!« Das Schild gilt nicht für Ian. Ein Bahnangestellter versucht, den Fünfzehnjährigen vom Seiteneingang des Bahnhofs Queen Street, einem der beiden Fernbahnhöfe Glasgows, zu verscheuchen. Ian lässt sich von der blauen Uniform des schottischen Eisenbahners aber nicht einschüchtern, vielleicht bekommt er auch gar nicht richtig mit, was der Mann von ihm will.

Ian braucht dringend Geld, den letzten Schuss hat er sich heute morgen gesetzt. Und jetzt ist es schon Nachmittag. Seine letzte Hoffnung ist der Berufsverkehr, denn dann ist hier viel los: Neben dem Bahnhofseingang in der Dundas Street führen Treppen hinunter zur U-Bahn-Station Buchanan Street. Die meisten Pendler müssen an Ian vorbei.

Und an Phil. Der steht an einem Pfeiler und streckt jedem Passanten die Obdachlosenzeitung *Big Issue* hin. »Das erste Interview mit Sinead O'Connor seit drei Jahren«, preist er das Blatt an. Das ist zwar gelogen, denn die irische Sängerin ist keineswegs presseschau, aber wenn es denn dem Verkauf nützt. Die Zeitschrift kostet bloß achtzig Pence, in London muss man mehr als das Doppelte dafür berappen.

Phil ist für diese wechselhafte Jahreszeit zu dünn gekleidet. Man sieht ihm an, dass er in seinen Jeans und dem Flanellhemd friert. Er zeigt auf die Ladenzeile gegenüber: links ein Zeitungsladen, rechts nebeneinander zwei Kneipen, in der Mitte ein Haushaltswarengeschäft, das ausgerechnet »Home Comforts« heißt. Phil lacht. »Ein komfortables Heim habe ich seit sechs Jahren nicht mehr«, sagt er.

Seine Geschichte ist nicht weiter außergewöhnlich: nach elf Jahren Ehe die Scheidung, Auszug aus der Wohnung, Alkohol, Verlust des Jobs. »Bei meinem Kumpel ist es genau umgekehrt gelaufen«, sagt er. »Bei dem fing es mit dem Rausschmiss aus der Firma an und endete mit der Scheidung.« Auf der Straße sind sie beide gelandet. Phil ist sechsundvierzig, an eine feste Wohnung und an einen Job glaubt er nicht mehr. »Will ich auch gar nicht«, sagt er trotzig. »Ich bin allemal besser dran als Ian.«

Dann erzählt er von Ian. Die beiden haben sich angefreundet, wenn man das Freundschaft nennen kann. Wenn Phil viele Zeitschriften verkauft hat, gibt er Ian ein oder zwei Pfund, manchmal kauft er ihm einen Hamburger in der vornehmen Einkaufsstraße mit einer ganzen Ladenpassage von Juweliersgeschäften, keine zweihundert Meter vom Bahnhof entfernt.

Phil kennt Ians Geschichte. »Er wohnt mit seiner Mutter und drei Geschwistern in der

Killearn Street in Possil«, sagt er. »Manchmal taucht der Vater für eine Weile auf. Wenn er aber einen Gelegenheitsjob hat, ist er verschwunden, bis er die Kohle wieder versoffen hat. Das ist in Possil völlig normal. Mit vierzehn war für Ian die Schule vorbei. Weil er der Älteste ist, sollte er sich einen Job suchen und zum Familienunterhalt beitragen. Er hat sogar eine Stelle bekommen, im Supermarkt bei ihm um die Ecke. Es war das erste Mal, dass er Geld in der Tasche hatte. Eine Stunde später war es in der Tasche des Dealers. Drei Wochen hat er den Job danach noch gemacht, dann war's aus.«

In Großbritannien leben mehr Kinder in Armut als in anderen EU-Ländern.

2007 hat die Wohltätigkeitsorganisation Sutton Trust darauf hingewiesen, dass sich die soziale Mobilität in Großbritannien in dreißig Jahren nicht verbessert habe. Spätestens im Alter von sieben Jahren fallen begabte Kinder aus armen Familien in ihren akademischen Leistungen hinter weniger begabte Kinder aus reichen Elternhäusern zurück. Nur knapp vier Prozent der Schulabgänger in den ärmsten Gegenden schaffen den Sprung an weiterführende Schulen oder Ausbildungsstätten, in den reichsten dreihundertsechzig Wahlkreisen sind es dagegen neunundneunzig Prozent. In den ärmsten zwanzig Wahlkreisen geht nicht mal eins von zwanzig Kindern auf die Universität.

»Es ist eine Schande, dass Großbritannien immer noch am Ende der internationalen Tabelle der sozialen Mobilität steht«, sagt Peter Lampl, der Vorsitzende von Sutton Trust. »Es ist erschütternd, dass der Lebensweg junger Menschen vom Einkommen der Eltern abhängt, und dass sich daran in dreißig Jahren nichts geändert hat.« Unter Labour, das Großbritannien dreizehn Jahre lang regierte, hat die Mittelschicht vom Boom profitiert, während das Einkommen der unteren Schichten gesunken ist. Die oberen zehn Prozent besitzen in Großbritannien inzwischen mindestens hundert Mal so viel wie die unteren zehn Prozent.

Unter der Koalition aus Tories und Liberalen Demokraten, die seit den Wahlen im Mai 2010 regiert, wird sich die Lage eher verschärfen. Die Regierung will mit einem drastischen Sparprogramm und Steuererhöhungen binnen fünf Jahren das Rekorddefizit ausgleichen. Das Institut für Steuerkunde schrieb in einem Bericht, dass die unteren Einkommensschichten – vor allem, wenn sie Kinder haben – aufgrund der Kürzungen im Wohlfahrtsbereich die größten Verlierer seien. Die ärmsten zehn Prozent der Bevölkerung verlieren fünf Prozent ihres Einkommens, während die oberen zehn Prozent nicht mal ein Prozent einbüßen, stellte das Institut fest.

Ian hat sich inzwischen aufgerappelt und klopft von seiner abgewetzten Cordhose den Staub ab. Er hat genug Geld für einen Schuss und geht in die Bahnhofshalle. Rechts sind die Schaufenster einer Drogerie, links ist der Fahrkartenschalter. Doch der interessiert Ian nicht. Queen Street Station ist ein Kopfbahnhof. Gleis eins liegt etwas abseits, weil die Schienen schon ein Stück weiter vorne aufhören. Ein Elektrozug mit zwei Waggons wartet

auf das Abfahrtssignal. Ian muss nach Possilpark. Das sind nur zwei Stationen, die Fahrt dauert zehn Minuten. Wenn er Glück hat, kommt kein Kontrolleur. Sonst muss er eine Fahrkarte für siebzig Pence nachlösen.

Diesmal hat er Glück: Der Kontrolleur macht sich gar nicht erst die Mühe, Ian nach seinem Ticket zu fragen. Der Bahnsteig in Possilpark ist neu gepflastert, neben den Treppen hat man für beide Fahrtrichtungen neue Zugänge für Rollstühle gebaut. Ian nimmt die Treppe, zwei Stufen auf einmal, und biegt oben in die Balmore Road ab. Er will mich nicht dabeihaben, wenn er seinen Dealer sucht.

Nach ein paar Hundert Metern stößt die Balmore Road auf die Saracen Street. Das ist das Zentrum des schottischen Heroinhandels, die Junkies kommen aus dem ganzen Land hierher. Man kann keine drei Schritte gehen, ohne einem zugeknallten Jugendlichen zu begegnen. Manche versuchen, Uhren oder Taschenrechner zu verkaufen, die sie in der Stadt geklaut haben. Es fällt auf, wie wenig Autos auf der Straße parken. Jede Woche tauchen mehr als ein Dutzend gestohlene Autos in der Saracen Street und ihren Seitenstraßen auf, darunter die Killearn Street, wo Ian wohnt. Sämtliche Geschäfte sind gesichert wie Forts, selbst im Süßwarenladen ist die Kundschaft durch Stahlgitter von der Ware und der Verkäuferin getrennt. Um die Gemüsegärtchen ist Stacheldraht gezogen.

Das war nicht immer so. Die Gießerei in Possil war im 19. Jahrhundert weltberühmt für ihre Dampfmaschinen, in Kalkutta gibt es heute noch Musikpavillons aus diesem Betrieb. Damals, 1892, wurde auch die Oberschule in Possilpark eröffnet. Hundert Jahre später ist sie von den Tories samt dem dazugehörigen Schwimmbad dicht gemacht worden – zu geringe Schülerzahl, lautete die Begründung. »Mit dem Schwimmbad verschwand das einzige Freizeitangebot in Possil«, sagt Jim, ein Sozialarbeiter. »Ein Drittel der Menschen ist hier arbeitslos, in einem Drittel der Haushalte leben Alleinerzieher, meistens Mütter. Possil hat die schlechtesten Zahlen Großbritanniens bei Kindesmissbrauch, Kindersterblichkeit, Lebenserwartung und so weiter. Die Tories hatten Schottland abgeschrieben, lange bevor sie hier ihrer letzten Abgeordneten verlustig gegangen sind.«

Die Weltgesundheitsorganisation WHO hat in einem Bericht festgestellt, dass Glasgow die »Injektionshauptstadt der Welt« sei. 1990 hingen etwa achttausendfünfhundert Menschen an der Nadel, heute sind es weit über zehntausend. Wenn man die Zahlen auf Berlin überträgt, dann wären das fünfzigtausend Junkies und vierhundert Drogentote im Jahr. Autopsien werden im Schnellverfahren erledigt, der Kopf wird dabei nicht geöffnet. »Zu gefährlich«, sagt die Pathologin Marie Cassidy, »gar nicht wegen HIV, sondern wegen Hepatitis C. Man kann leicht die Luft mit dem Erreger verseuchen. Deshalb rühren wir die Köpfe der Drogentoten nicht an.«

Die Anti-Drogen-Initiative der Polizei, die 1995 mediengerecht die »Operation Eagle« durchgeführt hat, ist verpufft. »Da haben sie eine Diskothek in Airdrie nachts umstellt und

sind dann reingestürmt«, erzählt Jim. »Dann haben sie ein bisschen Heroin und eine Menge Temazepam beschlagnahmt, ein paar Leute festgenommen und jede Menge Interviews gegeben.« Die Medien waren zu dem Spektakel eingeladen, ganze Busse fahren vor der Diskothek vor. Hinter vorgehaltener Hand geben viele Beamte zu, dass die Aktion ein Schlag ins Wasser war, weil die Dealer rechtzeitig von der anrückenden Horde Wind bekommen hatten. Allein in Possil soll es zweitausendfünfhundert Dealer geben.

Inspektor Eddie McColm, der stellvertretende Chef des Drogendezernats in der Region Strathclyde, gibt offen zu, dass er keine Ahnung hat, wie das Problem zu bewältigen wäre. »Wenn ich ein Rezept dagegen hätte, würde ich es eintüten und weltweit verkaufen«, sagt er. Er setzt auf die nächste Generation. »Niemand aus der heutigen Elterngeneration hat durchgemacht, was die Vierzehn- und Fünfzehnjährigen heute durchmachen. Vielleicht dauert es noch fünfzehn oder zwanzig Jahre, bis es Eltern gibt, die wissen, was hier abgeht, und vielleicht helfen können.«

Ian bleibt an dem Tag verschwunden. Auch am nächsten ist er nicht am Bahnhof Queen Street. Erst drei Tage später sitzt Ian wieder neben dem Eingang, er trägt immer noch dieselben Klamotten. Ob ich mal fünfzig Pence habe, fragt er und erkennt mich nicht. »Für eine Tasse Kaffee«, sagt er.